

# WALD DER VERLORENEN SEELEN



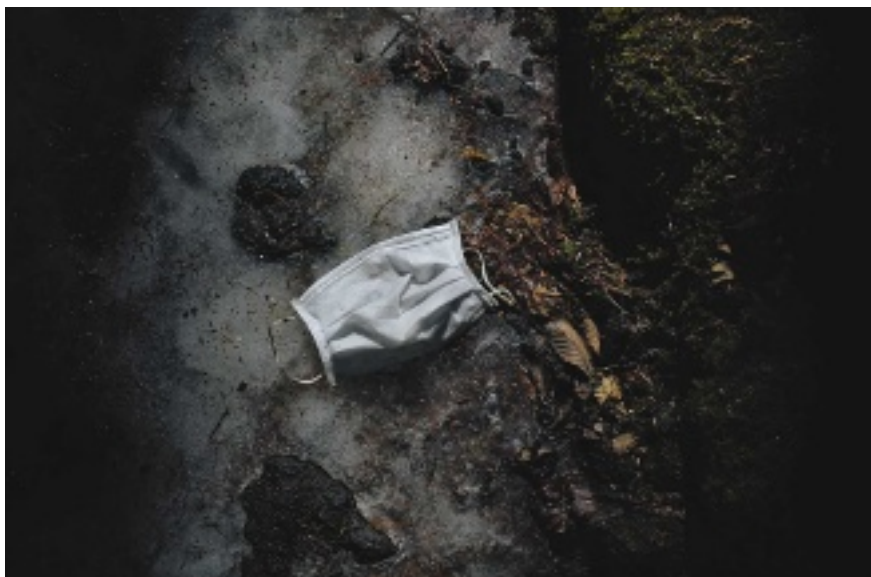
**Aokigahara ist für lebensmüde Japaner zum Pilgerort geworden. Auf dem Weg zum Selbstmord spannen die Verzweifelten Schnüre, die sie im Falle zurückkehrender Lebensfreude wieder hinausführen. Der Fotograf **SASCHA WEIDNER** ist ihnen gefolgt**

FOTOS Sascha Weidner/Galerie CONRADS  
TEXT Marcus Luft



**„DIESE RUHE MACHT EINEN TOTAL NERVÖS.  
ICH MUSSTE AN DIE GANZEN GEISTERGESCHICHTEN  
DENKEN UND HATTE ANGST, PLÖTZLICH AUF  
EINEN MENSCHEN ZU STOSSEN – TOT ODER LEBENDIG.“**





**N**ein!“, sagt die ältere Frau bei der Touristenauskunft, „gehen Sie nicht dahin. Bitte lassen Sie das!“

Auch der Busfahrer erschrickt, als Sascha Weidner ihm erzählt, wohin ihn seine Reise führen soll. „Dort gibt es wilde Tiere“, sagt der Busfahrer. Doch der Berliner Fotograf, großstadtdschungelerfahren, lässt sich von gutem Rat nicht abhalten. Zu sehr interessieren ihn die Symptome des kulturellen Verfalls in Japan. Er fährt bis zur Endstation. Aokigahara heißt sie. Sie liegt am Fuße des Fuji, drei Stunden von Tokio entfernt. Den Menschen im ganzen Land ist dieser Ort wegen einer schauerhaften Besonderheit bekannt: dem Selbstmordwald.

Bis zu 100 Japaner nehmen sich hier jedes Jahr das Leben. „Der Wald, einer der faszinierendsten der Welt, ist ein einziges Dickicht, ein mystisches Labyrinth“, beschreibt Weidner seine Eindrücke. Nur mit seiner Kamera im Gepäck wandert er durch das 35 Quadratkilometer große Gebiet. „Verlässt man den Hauptweg, wird es immer dunkler und dichter, und eine eigenartige Stille legt sich über alles. Man hört keinen Vogel, kein Tier, nichts.“ Durch die Lavaströme ist die Erde extrem fruchtbar, die gewaltigen Wurzeln sind komplett vermoost. „Ich nahm nur die Geräusche meiner Schritte wahr“, so Weidner. „Diese Ruhe macht einen total nervös. Ich musste an die ganzen Geistergeschichten denken und hatte Angst, plötzlich auf einen Menschen zu stoßen – tot oder lebendig.“

Im Wald von Aokigahara kann sich kein Kompass einnorden, weil der Boden zu eisenhaltig ist. Auch Sonne und Schatten lassen sich zur Orientierung kaum nutzen, zu eng stehen die Bäume. Schon nach wenigen Minuten weiß der Berliner nicht mehr, wo er ist. Lediglich die Nylonschnüre helfen ihm. Sie führen vom Beginn des Waldes kilometerweit ins Ungewisse. Gespannt werden sie von den Verzweifelten für den Fall, dass etwas schief geht oder sie es sich anders überlegen – der letzte Weg zurück. „Am Ende jedes einzelnen Fadens findet man immer persönliche

Gegenstände oder die Toten selbst. Erhängt, liegend, sitzend. Immer wieder lagen Taschen, Rucksäcke oder Jacken neben meinen Füßen. Es ist ein unheimliche Umgebung.“ Oft sieht man Zelte auf den etwas freieren Flächen stehen. Manchmal verbringen Unentschlossene eine Nacht im Wald, um die finale Entscheidung noch einmal zu überschlafen. Häufig liegt neben den Schlafsäcken ein Roman. „Kuroi Jukai“ heißt er – übersetzt etwa: „Das schwarze Meer der Bäume“. Er handelt von einem jungen Mann, der sich im Aokigahara-Wald umbringt. Die literarische Vorlage von 1960.

Bis vor Kurzem hat die Polizei einmal im Jahr den Wald durchforstet und die Leichen geborgen, doch diese Aktion wurde eingestellt. Jetzt wandern Freiwillige durch das Gebiet, um mit auffälligen Personen zu sprechen und Hilfe anzubieten. Ein Holzschild am Beginn des Waldweges ist an die Selbstmordwilligen gerichtet. Dort steht: „Dein Leben ist ein wertvolles Geschenk deiner Eltern. Sprich über deinen Kummer.“ Doch viele ziehen den letzten Gang in den Wald einem Gespräch vor. Zahlreiche Autos auf dem Parkplatz sind daher herrenlos. Laub und Schmutz haben sie überdeckt – makabere Mahnmale. Im Innenraum liegen Landkarten, Wanderschuhe, Sonnenbrillen. Dinge, die man im Jenseits nicht gebrauchen kann.

Der Grund dafür, dass sich so viele Lebensmüde in freier Natur etwas antun, klingt brutal rational. In Japan gelten Wohnungen, in denen sich jemand umgebracht hat, als stigmatisiert. Nachmieter müssen über den Selbstmord informiert werden. Werden Makler die Apartments nicht los, verlangen die Eigentümer nicht selten Millionensummen von den Hinterbliebenen.

So ist ein Waldstück am Fuße des heiligen Fuji zum öffentlichen Richtplatz eines ganzen Landes geworden. Ein Ort, an dem allein bunte Nylonfäden von Hoffnung erzählen. Ein Ort, der so fasziniert, dass Sascha Weidner gerade zum zweiten Mal nach Japan geflogen ist ...



Sascha Weidner, 37, studierte an der Hochschule für Bildende Künste in Braunschweig. Für seine Arbeiten wurde er mehrfach ausgezeichnet. Während seines Stipendiums in Kioto entstanden die Fotografien über Aokigahara